

# Feuilleton.

## Die zwei guten Amphitryonen.

Altpester Figuren.

Von STEFAN GERGELY.

Ein kennzeichnender Zug des sozialen Antlitzes ist das populäre Gasthaus. Gehört seine Romantik auch schon der Vergangenheit an, so bleibt sie dennoch späteren Geschlechtern erhalten, die melancholisch an den Stätten vorübergehen, an denen die Väter und Großväter einst feucht-fröhlich gezechet hatten. Am Grenzstrich der Rückerinnerung begegnen wir so anlässlich des vierteljahrhundert-jährigen Jubiläums von Gundels Restaurant im Stadtwaldchen zwei alten Pestern, die nicht so bald vergessen werden können.

### I.

#### Gundel père.

Ein unwirtlicher Wintermorgen. Vor dem Hotel Erzherzog Stefan, gegenüber dem Palaste der Akademie der Wissenschaften, hält der einspännige Hotelomnibus. Aus dem Tor des Hotels tritt ein augenscheinlich dem ehrenwerten Stande der Handlungsreisenden angehörender Mann, ihm folgt ein Lohndiener mit den schweren Musterkoffern, und den Zug beschließt ein bejahrter, also noch nicht bejahrter Herr in elegantem Leibrock, die Handtasche des Hotelgastes tragend. Dieses ist Herr Johann Gundel, Eigentümer und Gastwirt des Hotels Erzherzog Stefan. Die schneeweiß im Winde des Wintermorgens wehende Haartour, der graue Henri Quatre-Bart und der selbstbewußt und entschlossen getragene Kopf, alles in allem eine halb romantische, halb soldatische Erscheinung, würden eher auf einen Marschall Napoleons des Dritten raten lassen, als auf den gut-bürgerlichen

Hotelier und Traiteur in der Pester Leopoldstadt, der jahraus, jahrein, von früh bis spät, seine Gäste im feierlichen Bratenrock begrüßt und sich von ihnen auch so verabschiedet. Wie auch an diesem Frühmorgen. Der Blick der blauen Augen schaut blicklos zur Donau hinüber.

Dieser Blick sieht nicht, er ist ins Leere gerichtet. Vielleicht sucht er den dreizehnjährigen Jungen aus Bayern, der an einem Augustabend des Jahres 1857 das Deck des Wiener Schiffes verließ und auf der Pester Seite der Donau an Land ging, dreißig Gulden und die Adresse seines Onkels Georg Gärtner, bürgerlichen Gastwirtes aus der Pester Königsgasse in der Tasche? Der verwaiste Sohn des Anspacher Bäckermeisters hatte einst von einer Soutane geträumt, von Skapulier und Dalmatika und — wer weiß? — wohl gar von Krummstab und Mitra. Aber er hatte auf die geistliche Laufbahn Verzicht tun müssen; war nach der ungarischen Hauptstadt gekommen, — und es währte nicht lange, da wischte er mit seinem „Hangerl“ im alten Winterbierhaus, zwischen dem Gasthaus zur Spieluhr und dem Hopfengarten, vielleicht just jenen Stuhl ab, auf dem vor gar nicht so langem noch Petöfi gesessen hatte. Aus dem Pikkolo wurde alsbald ein Kellner, ein Oberkellner, ein Hoteldirektor. Hier in unserem Kreise erlernte er innerhalb weniger Jahre Ungarisch, überdies auch Französisch, Englisch und Italienisch.

Eine Kindheitsliebe war die Biedermeier-Romantik seines Lebens, dessen Inhalt sie später wurde. Der dreizehnjährige Pikkolo verliebte sich in das sechsjährige Töchterchen des Oberhauptes der erbangesessenen Gastwirte-Dynastie Kommer: und siehe, es waren kein Dutzend Jahre ins Land gegangen, da waren die beiden schon Mann und Frau, deren Glück nur dadurch getrübt wurde, daß der Himmel ihnen Kinderseggen versagte.

Unter den Gaststätten des alten Pest hatte das Gasthaus zum Blumenstöckel, Ecke Badgasse und

Josefsplatz, einen besonderen Charakter. Die Kleine Tabakpfeife auf dem Servitenplatz besuchte die Schriftsteller- und Künstlerwelt; in der Pilsener Bierhalle sah man die Generale und Stabsoffiziere der damals „gemeinsamen“ Armee; das Publikum des Nationaltheaters fand sich vor und nach der Vorstellung im Restaurant Szikszay ein; das des eben damals erst eröffneten Opernhauses im neuen Restaurant Petánovics in der Andrassy-Straße, wo um den Preis von vierzig Kreuzer kalter Fisch, Braten, Süßigkeiten, Käse und Obst geboten wurden; die Börsenbesucher kultivierten das Braunschweiger Restaurant im Steinschen Hause hinter dem Eötvös-Monument, wo heute das Hotel Ritz-Dunapalota prunkt; die Gentry vom Lande unterhielt sich beim Klange von Zigeunerweisen im Hotel Pannonia; bei Ment, einem Wirt, der eher einem sanften, milden Parnassien glich und durch Selbstmord endete, aßen Kleinkrämer, Handlungsreisende und Kleinbürger aus der Umgebung des Deák-Platzes die schmackhafte Kost im Erdgeschoß von dem Souterrain; die Aristokratie fand sich ausschließlich im National-Casino zusammen; an den weißen Tischen der Hotelrestaurants tafelten bloß Ausländer, später dann auch einzelne Fraktionen politischer Parteien, wie zum Beispiel die Siebenbürger Sachsen im Jägerhorn und die Kroaten im Kontinental, dem einstigen Frohner. Die Rumänen verkehrten im König von Ungarn in der Dorotheagasse.

In Johann Gundels Restaurant zum Blumenstöckel fanden sich die besten Pester Bürgerkreise ein, Kinder alter Patrizierhäuser, Großkaufleute, Fabriksherren, die damals noch österreichischen und deutschen Beamten der verschiedenen Eisenbahn- und Schiffahrtsgesellschaften, und die Spitzen der Finanzwelt. Gundel erlebte den größten Triumph des Gewerbmannes: sein Haus, sein Name waren zur Marke geworden. Und wenn auch das Restaurant zum Blumenstöckel heute fremde Flagge führt: der Name Gundel ist nicht nur eine Marke geblieben, — er ist zur Weltmarke geworden.

Bis zum Jahre 1879 regte und rührte sich das Ehepaar Gundel eifrig, arbeitsam, unerlahmend in den panellierten Gastzimmern, von deren Decke Kunstwerke von Karl Lotz die Trinker des lichten Kulmbachers und des würzigen Siebenbürger Rózsamáli anlächelten. Dann zogen sich die Eheleute vom Geschäft zurück, denn Vermögen war bereits hinreichend vorhanden und Kinder hatten Gundels nicht. Kaum in den Ruhestand getreten, erlebte aber das Ehepaar seine Wunder: der bis dahin versagte Kindersegen stellte sich nun in um so ausgiebigerem Maße ein. Da hieß es denn wieder an die Arbeit gehen, denn Kinder gab es nun im Hause zur Genüge; nicht Geld genug hingegen.

Der Name Gundel war damals schon ein Begriff in Budapest, und als Gundel père das Hotel Erzherzog Stefan, oder, wie man zu jener Zeit allgemein sagte: „den Stefan“ vom Unternehmer Emmerling übernahm, kam der Gasthof in der Akademie-Straße zu ungeahnter Blüte. Der allgemein hochgeachtete und beliebte, volkstümliche Pester Bürger Gundel brauchte, ging er über die Straße, den Hut gar nicht erst aufzusetzen, denn er hätte ihn ohnehin aller Augenblicke lüften müssen, um zu grüßen oder zurückzugrüßen. Er gehörte so sehr zum Stadtbild, wie die Löwen zur Kettenbrücke. Und in zufriedener Wohlhabenheit tat er da eines Tages den Ausspruch: „Glücklich kann nur der sein, der mit den Genüssen sparsam umgeht und an der Sparsamkeit Genuß findet.“ Damals herrschte in jedem Gewerbe und Beruf bürgerliche Tugend, und auch das Gasthaus entsprach seiner Benennung: es war ein Haus, wo man zu Gaste war, behüteter Augapfel des Hausherrn.

Die ausgezeichnete Küche des Stefan hat selbst ein Mikszáth besungen, der „große Palóce“, nach dem Gundel eine seiner herrlichsten kulinarischen Schöpfungen benannt hat: die Mikszáth-Suppe. Das ist ein gastronomisches Heldengedicht, eine paprizierte Hammelsuppe mit Rahm, Zupfteig und grünen Bohnen. (Hierher sollte von Rechts wegen ein doppeltes Rufzeichen gesetzt werden.) Gundel, ein Mikszáth der Küche, hat auch den köstlichen Plattensee-Schill am Rost in Mode gebracht, desgleichen erfreuten sich seine bayrischen Majoranwürstchen mit

uneingebranntem Kraut und seine Schaumkrappen-Kreationen allgemeiner Beliebtheit. Eine Trouvaille seines edlen Freundes Eduard Palkovics: das Krebsen-Pörkölt (Krebs in Schmorbrühe) hat Gundel vervollkommenet, im vollen Wortsinn vollkommen gestaltet, und ich muß gestehen: während ich diese Zeilen niederschreibe, schießt mir das Wasser in die Augen eingedenk so vieler Küchenherrlichkeiten... Du liebe Zeit!

Das Hotel Erzherzog Stefan hatte interessante und höchst namhafte Gäste, Sommitäten der Diplomatie, der Politik, der Kunst und der Literatur. Zwar traf Gundel, als er das Haus übernahm, Franz Deák nicht mehr unter den ständigen Hotelinsassen an, denn der große Staatsmann war damals bereits ins Hotel zur Königin von England übersiedelt. Er hatte nämlich die Wahrnehmung gemacht, daß Emmerling ihm von der Rechnung gewisse Nachlässe gewährte, und das vertrug sein puritanischer Charakter nicht. Aber Georg Klapka bewohnte noch das Hotel, in dem der Held von Komárom auch starb. Es ist äußerst bezeichnend, daß sich Gundel nicht bloß als den Hotelier betrachtete, sondern auch, im edelsten Sinne des Wortes genommen, als Hauswirt. Der weltberühmte Heldentenor Perotti wohnte lange Jahre während im Stefan und war überdies persönlich eng mit Gundel befreundet. Dieser kündigte ihm trotzdem sofort, als der Sänger seine Geliebte, eine entzückend schöne Sängerin, in seinem Hotelzimmer empfing. „Dergleichen kann und darf ich nicht dulden,“ erklärte der tugendhafte Bürger und feinfühlig Mensch, „nicht bloß als Hotelier, sondern auch als Gatte, der Achtung vor seiner Frau hat...“ Und Julius Perotti mußte sein langjähriges Heim verlassen.

Dieser reine Mensch ist durch Mikszáths Dichtung hindurch schon in die Unsterblichkeit getreten. Lange Zeit spielte ja bekanntlich Mikszáth auch in der Politik eine Rolle. In dem von Gundel stilvoll und künstlerisch ausgestatteten Mikszáthzimmer des Stefan kam der große Palóce zu fröhlichem Tafeln mit seinen Freunden zusammen, mit Desider Szilágyi, dem Obergespan des Komitats Vas Kálmán v. Radó, mit Graf Albin Csáky, mit Graf Karl Pongrácz, mit den Darányis, mit Baron Johann

Kemény, ja nicht selten mit dem alten Tisza und dessen Sohn Stefan: keiner von ihnen lebt heute mehr. Die Kohlenzeichnungen Karl Mühlbecks, die dieser ganz eigenartig begabte Künstler auf die Leinwand geworfen hat, brachte in der Folge Paul v. Latinovics an sich, und heute erzählen die Mikszáth-Karikaturen irgendwo auf einem Schloß in Jugoslawien von dem politisch-literarischen Humor längst vergangener, schöner ungarischen Zeiten...

Mikszáth hat einmal erzählt, wie Gundel, dieser Grandseigneur von einem Gastwirt, selbst einem Desider Szilágyi zu imponieren gewußt hatte:

Einer der Ritter von Mikszáths Tafelrunde, der alte General Graf Karl Pongrácz, später Mitglied des ungarischen Abgeordnetenhauses, verehrte als den König aller Weine eine gewisse französische Sorte, die die Bezeichnung „Chevalier de Montrachet“ führt, eine weiße Burgundermarke, die er ständig trank und seinen Freunden immer von neuem anempfahl. Die Freunde wurden schließlich der verbosen Lobpreisung überdrüssig und der freundliche Menschenfresser Szilágyi bot eine Wette an: der Krätzer Gundels sei mehr wert als die französische Jauche des Generals, der übrigens die Marke gar nicht erkennen würde, sähe er nicht vorher das Etikett auf der Pulle. Das nahm der General ein wenig krumm, wagte aber keine Widerrede, denn mit Szilágyi war es nicht rätlich, anzubinden. Eines Abends nun ersuchte dieser den alten Gundel, irgendein Gebräu dreier verschiedener Marken herzustellen und in eine „Montrachet“ etikettierte Bouteille zu tun, denn es sollte dem General eine Schlinge gelegt werden.

„Das kann ich nicht, meine Herren!“ verwahrte sich der silbergrauhaarige Hotelier. „Ich darf nicht zulassen, daß mit einem meiner Gäste Spott getrieben werde. Die Weine stelle ich Ihnen zur Verfügung, wenn Sie sie bestellen, Sie können sie mengen und mischen und wohin immer eingießen: mich aber bitte ich aus dem Spiel zu lassen.“

Szilágyi warf das Löwenhaupt ins Genick, maß den renitenten Wirt mit blitzenden Augen:

„Sie sind nicht nur ein braver Gastwirt, mein lieber Herr Gundel, sondern auch ein Gentleman vom Scheitel bis zur Zehe!“

Und er schüttelte dem alten Herrn warm die Hand.

Bemerkenswert war die Erziehung, die Gundel seinen Söhnen angedeihen ließ. Er schickte sie zur Schule, sie mußten aber auch in der Gastwirtschaft arbeiten. Und das nicht bloß zum Spaß! Zu den Jahresdinern, die die Akademie der Wissenschaften und die Kisfaludy-Gesellschaft — stets im Stefan — zu veranstalten pflegten, führte er seine Söhne in den Saal und machte ihnen die Leuchten der Wissenschaft und des Schrifttums andächtig-respektvoll namhaft. Besonders verehrte er Paul Gyulai, denn der große Aristarch wußte einen guten Bissen zu würdigen und einen edlen Tropfen zu schätzen und sein Urteil darüber farbenreich zu begründen. Vater Gundel gehörte jedoch nicht zu jener Kategorie von Gastwirten, die von Tisch zu Tisch gehen und durch ihr Geschwätz den Gästen zur Last fallen. Er begrüßte und bediente jedermann, „tischelte“ aber nicht. Nur mit Gustav Heinrichs fröhlicher Gesellschaft machte er eine Ausnahme: da war er nicht bloß Amphitryon, sondern auch selber ein froher Tischgenosse. Und so konnte sein Sohn, der kleine Karl, der heutige „große“ Gundel, mit weit aufgesperrten Augen all jene Größen von Angesicht zu Angesicht sehen, deren Werke in den Schulen gelehrt wurden und von deren Tun und Lassen er in den Zeitungen zu lesen pflegte. In der ersten B-Klasse rühmte er sich, er kenne den Dichter der „Drei Waisen“ (Gyulai) persönlich. Sein Ansehen war denn auch groß in der Schule. Diese persönliche Bekanntschaft mit den Primipilen unseres Schrifttums impfte dem jungen Gundel einen unlöschbaren Durst nach aller Kultur in die Seele und wurde zur Grundlage der hohen Bildung — er beherrscht u. a. vier Sprachen —, die er sich in Schule und Leben ausgebaut hat. Vier Jahre lang stand er an der Front und schrieb seiner Frau die schönsten Kriegsbriefe aus dem Feld. Als er mit der Hauptmannsdistinktion heimkehrte, sagte ich ihm, diese seine Briefe müßten herausgegeben werden. „Nicht doch!“ erwiderte er bestürzt, „das sind ja lauter Lügen, ich mußte meine Frau beruhigen, ich sei außer aller Gefahr und führe ein Leben, wie

Gott in Frankreich. Ich habe so arg in diesen Briefen gelogen, daß ich die Wahrheit gar nicht einmal mehr rekonstruieren könnte!“

Über einem Anspacher Bäckerladen trägt die Firmatafel den Namen Georg Gundel. Hierher führte Gundel fils im jüngsten Sommer seine zwei blühenden Töchter und seine älteren Söhne, um ihnen zu zeigen, woher ihr Leben, ihr Wohlstand und ihr Glück gekommen seien. Dieser unser Karl Gundel, Oberhaupt einer entzückenden Familie, ist ein klein wenig auch Poet, nur so, im Nebenamt gleichsam: mit Tränen in den Augen verteilte er unter seine Kinder ein paar Bissen eines im Stammhause gebackenen Laib Brotes; dann zeigte er auf den unbeeirrt weiterarbeitenden Verwandten und sagte beinahe in religiöser Ergriffenheit:

„An dieser Stelle, vor diesem Backofen hat euer Großvater den Semmelteig hin- und hergeschoben...“

## II.

### „Der“ Wampetics.

Dieses zwischen Anführungszeichen gesetzte Wörtchen „der“ bedeutet hohen Rang. Die Jászai, die Blaha, pflegten wir zu sagen, und das galt mehr, als der Titel Star heutzutage. Es bedeutet das Einmalige. Und einen solch hohen Rang nahm der brave alte Gastwirt ein; alte Pester, die heute noch „Hatvaner Gasse“ sagen, wenn sie die Kossuth Lajos-uca meinen, sagen „Wampetics“, wenn sie zur Sommerszeit das Gartenrestaurant im Stadtwaldchen aufsuchen. Es gehört längst dem jungen Gundel (der freilich heute schon der ältere Gundel ist), aber der Name, den das Etablissement von seinem Gründer bezogen hatte, ist an ihm haften geblieben und „Wampetics“ ein Typus geworden, aber ein anderer freilich, als der alte Gundel gewesen.

Franz Wampetics war ein ungarländischer Schwabe, ein Bauer, unwirsch, rauhborstig und eckig, und dennoch voll Bauernwürde und von der Liebenswürdigkeit der großen Edelhunde. Als man die Andrassy-Straße vom Rondeau an auszubauen begann, tat sich in ihrer letzten Seitengasse, der Bulyovszky-Gasse, ein kleines Gasthaus auf, das den Schild „Zur Hühnersteize“ führte. Der Wirt, ein

# Telefunken



..az  
**Ön**  
rádiója

## REGÖS

és

## MESTERSUPER

NAVIMEMBRÁN-ORSZÁGSKÁLA

### KÉRJE BEMUTATÁSÁT.

*Ha érdekli a fenti készülék,  
forduljon bizalommal hozzánk.  
Lakásán szakszerűen bemutatjuk.*

## MORVAI RÁDIO

Budapest, VII., Erzsébet-körút 40. Tel. 34-3-64.

A rádiókészüléket készségesen bemutatja:

# Sternberg

Magy. kir. udv. hangszergyár, VII., Rákóczi-ut 60.

stattlicher blonder Schwabe mit pechschwarzen Augenbrauen und rostblondem Vollbart, leitete mit seiner schönen und gesegnet gütigen Ehegattin, der „Frau Marie“, das neue Gasthaus großartig. Das Publikum, das darin hauptsächlich verkehrte, kam aus den Künstlerateliers der Umgegend. Budapest hatte jederzeit eine verhätschelte Gesellschaftsschichte, gewissermaßen ein Vorbild, ein Ideal. Solch Ideal war einst der Husaren-Offizier, dann der Schauspieler, auch der Schriftsteller, ganz so, wie heutzutage der Fußballspieler und der Faustkämpfer. Damals hatte sich das Interesse des großen Publikums gerade der Welt der Bohème zugewendet, Presse und Schrifttum prägten interessante Figuren aus den Künstlern, die sich denn auch als wirksame Anziehungskraft für die Hühnersteige erwiesen. Leute aller Stände und Klassen beobachteten allabendlich die Kunstzigeuner, darunter Größen von Weltruf, über die man zum Morgenkaffee allerlei scharmante Anekdoten in der Zeitung lesen konnte.

Zwischen dem Künstlervölkchen und dem Gastwirt entwickelte sich ein ganz eigenartiges, inniges Freundschaftsverhältnis, eine stimmungsvolle Zueinandergehörigkeit, wie man sie damals hier bloß aus den Erzählungen französischer und deutscher Künstler kannte.

In diesem Milieu erwarb sich der äußerst intelligente Schwabenbursch autodidaktisch Bildung, und es kam dahin, daß seine — oft recht drastischen — Kritiken von den Leuten des Pinsels und des Geistes nicht außer Acht gelassen werden konnten. Mit untrüglichen Instinkt kaufte er die besten Malereien an — den allerschönsten Mednyánszky machte er dem Museum der Schönen Künste zum Geschenk —, und so manchem in der Klemme steckenden Maler oder Bildhauer griff er helfend mit Bargeld und Naturalien unter die Arme.

Zehn Jahre lang aß und trank der liebenswürdigste Bohème, der Bildhauer Julius Donath, bei Wampetics auf Kredit, — der „große Lügner“, der so log, wie etwa die Patti sang oder Liszt Klavier spielte. Und so, wie man Künstler zu ersuchen pflegt, etwas zum besten zu geben, baten in vornehmen Salons die Damen Donath:

„Vatterl, lügen Sie uns etwas vor.“

(„Vatterl“ war sein Kosenamen.)

Dieser alte Faun, der mit unausrottharer Liebe und Dankbarkeit an Wampetics hing, sah das ganze Gasthaus gleichsam als seine Reklametafel an. Die Kellner wogen ihn auch oft ab und brüsteten sich dann vor den Gästen: Herr Donath wiegt 82 Kilo! Um so mehr überraschte es mich also, als Donath eines Tages eine Intrige einfädeln wollte, indem er mich bat, den „Franz“ in der Zeitung zu verreißen, denn es gehe schon auf keine Kuhhaut, was er sich herausnehme: den Preis einer Portion Pörkölt habe er auf eine Krone hinaufgetrieben!

„Das werde ich bleiben lassen,“ hänselte ich den alten Steinmetz, „dafür werde ich aber Wampetics erzählen, was du gegen ihn im Schilde führst.“

Der Münchhausen des Meissels erblaßte, schlich auf der Stelle davon und zeigte sich vier Wochen lang nicht in der Nähe des Restaurants nächst dem Tiergarten. Als er sich endlich wieder herbeiwagte, brachte er dem als Großinquisitor auftretenden Wampetics gegenüber die Ausflucht vor, in jüngster Zeit sei er fortwährend zu Gaste geladen gewesen, bei den Hatvanys, bei Baron Herczogs, bei Kornfelds usw., in den reichsten und vornehmsten Häusern.

„Da lügst du mir ja schon wieder den Buckel voll,“ entgegnete Wampetics, „du bist doch ganz saumäßig abgemagert!“

Donath protestierte:

„Im Gegenteil, ich habe zugenommen!“

„Marsch auf die Waage!“ wollte es der gewalttätige Wampetics Wort haben. Und während er sich mit der Einstellung der Waage abplackte, stahl Donath sich die Taschen mit zehn Kilo Steinen voll und trat so auf die Meßvorrichtung, die 92 Kilo zeigte.

„Da ist etwas nicht geheuer, komm' herunter!“ gebot Wampetics. Was auch geschah. Indes aber Wampetics an der Waage herumfingerte, stahl sich Donath weitere zehn Kilo Steine in die Taschen, — der in Sünden ergraute Schelm! Und nun wies das Zünglein 102 Kilo aus. Wampetics starrte verständnislos bald Donath, bald die Waage an, endlich geriet er in unbeschreibliche Wut und schrie den Kilogrammschwindler an:

„Da lügst du ja schon wieder, du alter Steinklopfer!“

Als dann einmal der mehrfach trepanierte Donath mit dickverbundenem Kopf und mit durchaus nicht appetitförderndem Äußeren am Künstlertisch erschien — dieser familienlose Mensch war ja so einsam und verlassen auf der Welt! —, jagten ihn die Freunde — wozu es leugnen? — vom Tisch. Da saß er nun mutterseelenallein am Katzentisch, der arme Kerl, und warf aus den nassen Augen sehnsüchtige Blicke hinüber nach den lachenden und scherzenden Kameraden. Er war eine überaus mitteilnahme Natur, dem Konversation so wichtig war, wie seinem stets guten Magen das Mittagessen. Wampetics, ein wahrhaft goldenes Herz, setzte sich da zu ihm und voll mütterlicher Zärtlichkeit — wenn der Ausdruck gestattet ist — forderte er Donath auf:

„Na, alter Knabe, lüg' etwas!...“

Nicht bloß Künstler zählten zum Stammpublikum des ausgezeichneten Restaurants, sondern auch sonstige Zelebritäten, besonders Politiker, sogar große Staatsmänner. So z. B. Desider Szilágyi, dem der dankbare Wirt Wampetics ein bronzenes Standbild an der Stelle des Tisches setzen ließ, bei dem der alte Löwe seinen herkulischen Appetit zu stillen pflegte. Eines Abends nun bestellte Szilágyi einen Chateaubriand aux truffes. Ignaz Darányi, der sich in Gesellschaft seines Ministerkollegen befand, sagte in seinem gewohnten bescheidenen Flüstertone:

„Bitte, auch mir einen.“

Die beiden Portionen wurden auf der gleichen Riesenschüssel aufgetragen und Szilágyi verzehrte beide, während Darányi wortlos dasaß. Wampetics weidete sich an Szilágyis Ogermahlzeit, sein Blick verriet Schadenfreude, als aber der alte Darányi sich schüchtern nach dem Schicksal seines getrüffelten Zwischenlendenstückes erkundigte, lachte der Wirt vergnügt auf:

„Da hätten's Ihnere Pappen schon früher aufmachen sollen, Exzellenz!“

Wenn das Restaurant des Abends, wie man vulgär zu sagen pflegt, bummvoll war, entfaltete

gegeben werden. Die Agrarier und ihr Marineminister

**NEUWOHNER ELSA haute couture**  
V., Váci-uccá 16, I. 24 **modeles** Telefon 83-6-73  
**robes manteaux costumes**

dieser derbe Gastwirt die seltensten Primadonnen-eigenschaften. Er wußte ganz entzückend zu lächeln, zwischen den Tischen so hinreißend-gastgeberisch umherzugehen, daß jeder einzelne glaubte, dieses Lächeln gelte einzig und allein ihm, bloß und ausschließlich ihm, keinem andern Gast. Zwischen Chef und Personal herrschte überdies eine ganz ungewohnte patriarchalische Liebe und Zuneigung, keineswegs aber jener gewisse Volksstück-Sentimentalismus. So mahnten wir eines Tages den guten Wampetics, von dem neueröffneten Restaurant Kovács (heute Weingruber) drohe ihm eine nicht zu unterschätzende Konkurrenz. Wampetics hatte bloß eine geringschätzig Handbewegung als Antwort:

„Der Kovács? Der? Mir kann der keine Konkurrenz machen! Wo traut sich der lahmlockerte Kerl, a Summerkellner, a Watschen herunterzuhauen, ich bitt' Sie?!“

... Auf dem Leben und Werk des guten alten Wirtes ruhte Gottes Segen; seine Mitbürger achteten und schätzten den honorigen Gewerbsmann hoch, sie liebten in ihm den gütigen Menschen. Der mittellose Schwabjenunge von einst wurde zum Gründer einer vornehmen Familie, seine Söhne sind Kavallerieoffiziere, Sportsmen und Gutsbesitzer geworden, Ungarn, ungarische Herren von echtem Schrot und Korn. Er selber aber verlebte sein Leben, reich geworden, als Großgrundbesitzer im Nógráder Komitat und beschloß seine Tage in gottgefälliger Weise, in die gütige Schickung des Allmächtigen in religiöser Demut gefügt.

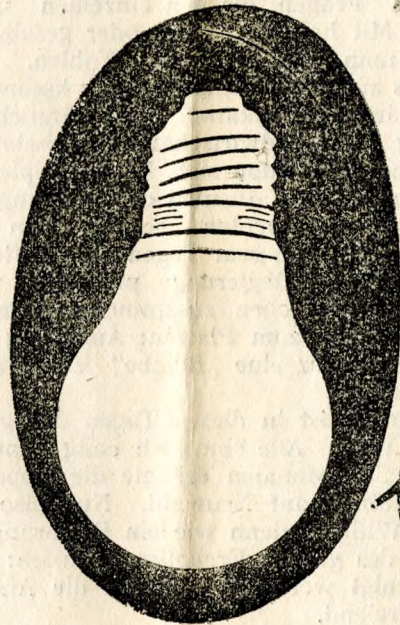
... Wir aber, die wir hier zurückgeblieben sind, sachte alternde Sprossen zweier Generationen, träumen aus erloschenem Sonnenstrahl wieder verwehten Akazienduft, unsere Gedanken einer andern Welt zugekehrt und einander melancholisch erinnernd: „Denkst du noch, damals, einst, beim Wampetics? ...“

(Deutsch von Leo Lázár.)

sich vorstellen, daß Herr LERROUX über das Verhalten seiner rechten Koalitionsfreunde nicht sehr erbaut war. Dieser alte Politiker hat einen ausgesprochenen Sinn für Fairness und konnte, als er die Intrige durchschaute, mit Recht verletzt sein. Auch wenn er sich schließlich von Gil Robles in langen Unterhaltungen von seinem Vorsatz, nicht in das neue Kabinett einzutreten, abbringen ließ (das hätte natürlich die Auflösung der Cortes nach sich gezogen), ist doch damit der Stachel nicht herausgezogen. Auch die Agrarier, die nun doch einen Minister verloren, sind über das Versagen ihrer Mine enttäuscht. Schließlich hat auch Gil Robles bei der Ministerreduzierung zwei Posten verloren (die Volksaktion hat jetzt drei, statt vorher fünf Minister), was — zumal die Radikalen im kleineren Kabinett die Zahl ihrer Vertreter behaupten konnten — auf eine verhältnismäßige Minderung seines Einflusses hinaus-

fließt auf die Polizei und Guardia Civil zu gewinnen — sie zu „militarisieren“ — entschiedenen Widerstand entgegengesetzte. Aber es ist, wie gesagt, nur ein schwacher Trost, denn Pablo Blanco, der neue Innenminister, weiß genau so gut wie sein Vorgänger, was er will, und kennt außerdem seinen neuen Wirkungsbereich ausgezeichnet. Daß er ein Radikaler ist, versteht sich am Rande. Das Innenministerium geben die authentischen Republikaner (im Gegensatz zu denen, die erst in der Republik ihre Umstellung vollzogen) sicher nicht ohne Kampf aus der Hand...

Warum also die Krise? Sie hat nur überall Verstimmung geschaffen. Chapaprieta hätte als Finanzminister Lerroux' sein Sanierungswerk wahrscheinlich sicherer zuwege bringen können als jetzt, wo sich zwar sein Rang, gleichzeitig aber auch die Labilität der spanischen innenpolitischen Konstellation



*lesóbb lett*  
*a megbizható*  
10, 15, 25 DEKALUMENES  
*Tungstám*  
*lámpa*